Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 49.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 18. September 1843.

Es kommt an den Tag.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Nur mit vieler Mühe machte ihr Martin das Unzweckmäßige ihres Vorhabens begreiflich, und brachte sie endlich davon ab. Er begleitete sie nach Hause, und wich die Nacht nicht von ihr, die sie Beide in der peinigendsten Lage, sich bald mit Hoffnungen tröstend, bald mit Befürchtungen verwirrend, zubrachten.

Der Tag brach für die Unruhvollen sehr träge heran. Doch auch jetzt verging eine Viertelstunde nach der andern, der Meister kam nicht. Endlich machte sich Martin auf den Weg, ihn aufzusuchen, Therese bestand darauf, mit ihm zu gehen.

Doch welch' fürchterlicher Anblick erwartet sie, da sie kaum die Schwelle des Hauses verlassen hatten. Man brachte die blutige Leiche des Meisters, die mehrere Arbeiter, welche früh am Morgen nach der Stadt gegangen waren, auf dem Felde liegend gefunden hatten. Durch sie war sogleich der Polizei Anzeige gemacht worden, mehrere Gensd'armen waren hinausgegangen, und die erkannten bald den Meister Veit an der Kleidung. Das Gesicht war furchtbar entstellt. Es mußte durch Steinwürfe zu Boden geschleudert worden sein. Therese sank bei dem Anblick ohnmächtig zusammen.

Die Leiche wurde in ein Zimmer getragen, entkleidet, und von Gerichtspersonen und Aerzten, die rasch herbeigeholt worden waren, die nähere Untersuchung angestellt.

Es fand sich außer dem fast ganz, offenbar durch spitze Steine zerfetzten Gesichte, eine tiefe Wunde zwischen der fünften und sechsten Rippe der linken Seite. Als die Leiche geöffnet wurde, fand man in der Lunge dieser Seite die Spitze eines Messers, welche beim Herausziehen desselben abgebrochen und stecken geblieben war.

Mit Sturmesschnelle war die Nachricht von dem Morde in der ganzen Stadt verbreitet. Menschenschaaren versammelten sich vor dem Hause des Meisters und Alle bedauerten den wackern, biedern Mann, der auf so schauderhafte Weise ein zu frühes Ende gefunden.

Die Behörden ließen es an nichts fehlen, sofort die schärfsten Nachsuchungen nach dem Mörder anzustellen. Doch hätten sie wohl noch lange vergeblich geforscht, wäre nicht ein Mann zu dem Polizei-Präsidenten gekommen, der diesen dringend allein zu sprechen wünschte. Es war Thomas, der mit dem Ausdrucke des tiefsten Bedauerns, gegen einen Freund als Kläger auftreten zu müssen, dem Präsidenten erzählte, wie er den Abend vorher Martin auf dem Wege getroffen, den Meister Veit zur Heimkehr nehmen mußte. Martin wäre, da er ihn angeredet, ganz verwirrt gewesen, hätte sich von ihm losmachen wollen, hätte, auf seine Fragen, was er so spät noch im Freien, bei so fürchterlichem Wetter, treibe, nur höchst ängst-

lich und ausweichend geantwortet. „Martin," fügte er endlich hinzu, „hat längst einen Groll auf den Meister gehabt, mit dessen Tochter er in einem Liebesverhältnisse steht, die er längst heirathen wollte, wenn der reiche Vater sein Kind dem armen Gesellen nicht ein für alle Mal versagt hätte."

Auf diese Mittheilung ließ der Präsident sogleich Martin aufsuchen. Man fand ihn bei Theresen, die in den heftigsten Krämpfen lag, und sich ihres Zustandes nicht bewußt war. Martin erschrak, da ihn ein Kommissär aufforderte, ihm zu folgen. Er ward zum Präsidenten gebracht, der ihn sofort in's Verhör nahm. Er betheuerte auf's Heiligste seine Unschuld. Der Präsident ließ ihn nun vom Kopf bis zu den Füßen untersuchen. Man fand jedoch nichts Verdächtiges, bis ein Polizeidiener aus dem Unterfutter des einen Schoßes ein Messer herauszog, das durch einen Schnitt, der noch nicht vernäht schien, in das Futter war praktizirt worden.

An dem Messer klebte Blut, und die Spitze war abgebrochen. Man holte sogleich das Stück herbei, das man in der Lunge des Ermordeten gefunden, und es paßte genau auf die Bruchstelle.

So durch den augenscheinlichen Beweis der That überführt, war Martin lange Zeit keines Lautes mächtig. Jeder Tropfes Blutes floh aus seinen Wangen, er bebte mit den Lippen, klapperte mit den Zähnen, und hatte nur noch die Kraft, ein stummes Gebet an den Allmächtigen zu senden, dem das Geheimste offenbar, und der alle Räthsel kennt, ihm in seinem Drangsale beizustehen, und ihn nicht zu Schanden werden zu lassen.

Der Präsident fragte ihn, ob er nun noch die Keckheit habe, zu läugnen? Martin sah gen Himmel, drückte die Hand auf die Brust, und sprach mit schwachem Tone, doch fest: „Nur Gott dort oben kennt meine Unschuld! Der Schein spricht wider mich, aber ich bin rein an der That, und weiß bis diesen Moment nicht, auf welche Weise das unglückselige Messer in meinen Rock gekommen."

Der Präsident hielt ihn für den verstocktesten Sünder, und ließ ihn vorläufig in den strengsten Gewahrsam bringen, bis zum weitern Verhör.

Als Martin in den vier Wänden seines Gefängnisses sich ganz allein fand, war er der Verzweiflung nahe. Nicht sowohl das Schandvolle seiner eigenen Lage ergriff ihn so gewaltig — für diese gab ihm sein ruhiges Gewissen und die Hoffnung, seine Unschuld werde glänzend an den Tag kommen, einen erhebenden Trost — als vielmehr der Gedanke an Therese. Diese war sich in ihrem Schmerze allein überlassen, er wußte sie krank, verzweifelnd über den Tod des Vaters, wie mußte es nun noch auf sie wirken, wenn sie die Nachricht von seiner Anklage erhielt. Er verbrachte einen fürchterlichen Tag und eine noch fürchterlichere Nacht.

Den andern Morgen ward er zum zweiten Verhöre abgeholt, wobei man ihn an die Leiche des Ermordeten stellte, um sein Gewissen zu erschüttern. Der Anblick war fürchterlich für ihn. Thränen brachen aus seinen Augen, er trat an die Leiche, und rief in der höchsten Aufregung: „Wackerer Meister, wenn Dein Geist über uns schwebt, Du weißt es am besten, daß ich unschuldig bin an Deinem Tode. Bei der verklärten Seele dieses braven Mannes schwöre ich es, meine Hände sind rein von seinem Blute."

Der feste Ton, mit dem Martin diese Worte sprach, der Schmerz, der dabei sein Gesicht durchzuckte, und das freie Auge, mit dem er zum Himmel emporblickte, machte die Richter stutzig. Man hatte sich überdies schon über Martin's früheren Lebenswandel erkundigt, und von allen Seiten nur die größten Lobeserhebungen des bescheidenen, arbeitsamen, soliden Gesellen gehört.

Die Richter sahen sich daher gegenseitig fragend an, und wußten selbst nicht, wie sie die Sache anfangen sollten. Endlich sprach der Eine: „Man muß den Ankläger dem Angeklagten gegenüber stellen!"

Man schickte sogleich nach Thomas. Lange wurde vergeblich überall nach ihm gesucht. Endlich begegnete ihm ein Gerichtsdiener, der ihn persönlich kannte, auf der Straße, eben im Begriffe, auszuwandern. Er redete ihn sofort an, und forderte ihn im Namen des Gesetzes auf, ihm zu folgen. Thomas erschrak darüber heftig zusammen, und wollte sich aus dem Staube machen, doch der Gerichtsdiener hielt ihn fest, und nahm ihn, ob er es wollte oder nicht, mit sich.

Da Thomas hörte, worüber es sich handle, gewann er seine alte Unverschämtheit wieder. Keck stellte er sich Martin gegenüber, und sagte diesem in's Gesicht, was er früher dem Polizei-Präsidenten mitgetheilt.

Doch mehr als Thomas Anklage sprach das in Martin's Rockfutter vorgefundene Messer gegen ihn; so lange er sich nicht darüber ausweisen konnte, wie es ohne sein Wissen dahin gekommen, mußte ihn der Richter für schuldig halten.

Das Verhör war noch nicht geschlossen, als sich von der Straße herauf ein gewaltiger Lärm vernehmen ließ. Man hatte einen Vagabunden eingefangen, den man schon lange vergeblich gesucht, und der in sehr gegründetem Verdacht stand, mehrere Raubanfälle und Mordbrände in der Gegend verübt zu haben.

Er war unter dem Halloh des Pöbels nun eingebracht, und die Gensd'armen führten ihn, an Händen und Füßen gefesselt, in das Verhörzimmer.

Es war ein verwilderter Mensch, dessen Züge so deutlich die Nichtswürdigkeit seines Innern verriehen, daß es keiner Zeugen seiner Schuld mehr bedurfte. Mit großer Frechheit trat er in den Gerichtssaal, verfluchte seine Dummheit, daß er sich habe fangen lassen, schimpfte auf die Gensd'armen, und stieß die furchtbarsten Drohungen gegen sie aus, die er verwirklichen wollte, wenn es ihm einmal wieder gelänge, sich frei zu machen.

Der Richter gebot ihm Ruhe, was er jedoch nur insoweit befolgte, daß er fortfuhr, das ingrimmig in den Bart zu murmeln, was er früher laut ausgestoßen hatte.

Plötzlich erblickte er Thomas. Da verzerrte sich sein Gesicht zu einem teuflischen Lachen, und mit höhnisch krächzender Stimme rief er aus: „Ha, Kamerad, treffen wir uns hier wieder, so werden wir wohl Arm in Arm den Tanz zum Galgen machen.“

Bei diesen Worten erbebte Thomas und verlor alle Fassung. Der Inquirent sah hier ein Licht in den Wirrwarr bringen, das er nicht unbenützt lassen konnte. Er befahl sofort, Thomas auch festzuhalten, und in sicheren Gewahrsam zu bringen.

Der zuletzt eingebrachte Verbrecher war weniger verstockt, als man erwartet hatte, oder frech genug, nichts von allen dem zu läugnen, was er gethan. Ueber Thomas sagte er aus, daß dieser sein Spießgeselle lange Zeit gewesen, sich mit einem Male aber von ihm verloren habe, ohne daß er bis jetzt gewußt, wo er hingekommen.

Thomas leugnete lange standhaft, da aber viele Beweise aufgebracht wurden, die gegen ihn sprachen, und er sich von allen Seiten gefangen sah, so bekannte er sich endlich als den frühern Spießgesellen jenes Verbrechers.

Da er jetzt ohnedies keine Rettung mehr für sich sah, so gestand er auch freiwillig, daß er der Mörder des Meisters Veit gewesen. Er war ihm bei seiner Heimkehr begegnet, hatte bei ihm nochmals um Theresen's Hand angehalten, da ihn der Meister aber schnöde abgewiesen, sei er in Wuth gerathen, habe erst einen Stein auf ihn geschleudert, worauf Veit sofort besinnungslos niedergesunken. Da er nun befürchtete, daß, wenn der Verletzte am Leben bliebe, er mit der Anklage gegen ihn auftreten würde, so habe er ihm mit dem Messer vollends den Garaus gemacht. Als er sich der Stadt genähert, begegnete ihm Martin. Auf diesen hatte er längst den glühendsten Haß geworfen, weil er ihn für den von Theresen Bevorzugten hielt. Nun sei plötzlich der Gedanke in ihm aufgestiegen: jetzt kannst Du Dich glänzend rächen! Er habe sich daher, unter dem Vorwande, er wolle auch den Schirm, den Martin trug, gegen das Unwetter benutzen, an diesen gedrängt, und ihm, ohne daß er es in der Finsterniß bemerkte, das Messer, womit er den Meister ermordet, und dessen Spitze bei dem raschen Herausziehen abgebrochen war, in das Rockfutter hineingestoßen. Da er nun gewußt, daß Martin davon noch nichts bemerkt, und es daher nicht fortgeschafft haben konnte, so sei er deshalb selbst als dessen Ankläger aufgetreten.

Der Prozeß ging nun rasch von dannen. Thomas wurde zum Rade verurtheilt.

Als man ihn zum Thore nach dem Richtplatze hinausführte, und der Zug vor der verfallenen Hütte vorbeikam, stand das bleiche Weib an der Thüre derselben. Der Verurtheilte kehrte zufällig sein Antlitz nach ihr, ein lauter Schrei: „Das ist — mein Mann, der mich verlassen!“ entfuhr ihren bleichen Lippen, und sie stürzte, vom Schlage gerührt, zusammen.

Als, ein Jahr nach des Meisters Tode, Therese ihrem Martin die Hand zum ehelichen Bunde reichte, nahm das gute Paar die Waise der armen Frau zu sich in's Haus, und pflegte und erzog sie, wie ein eigenes Kind.

Mannichfaltiges.

Es ist schwerlich ein Fürst zu nennen, der freigebiger als Friedrich Wilhelm III. war, wo

das Unglück Beistand forderte. Dagegen war der König wie mehre seiner Ahnherren in kleinen Dingen überaus genau. War ein Möbel so zerbrechlich, ein Kleidungsstück so abgetragen worden, das es nothwendig ersetzt werden mußte, so konnte dies oft nur auf weitläufigen Umwegen bewirkt werden. Bestand das neue Möbel gar aus Mahagony, so fehlte gewiß nicht die unwillige Aeusserung: „Dummes Zeug! Birkenholz thut dieselben Dienste.“ Der König ließ sich neue Aermel in alte Röcke setzen, seine Stiefel wurden mehrfach geflickt und gewiß ist kein Monarch schlechter chaussirt gewesen als Friedrich Wilhelm III. Als ihm gegen Ende der zwanziger Jahre der Schneider Wille in Potsdam, der Grenadier in der Leibcompagnie gewesen war, zu einer Uniform Maaß nahm, sagte der König: „Kennen Sie diese Unterjacke noch? Haben Sie mir 1809 in Königsberg gemacht.“ — Als der König einstmal zu einem Manöver fuhr, befahl er seinen Hut in den Wagen zu legen. Beim Einsteigen sieht er diesen nicht und der Laquai erklärt, ihn in den Sitzkasten gethan zu haben. „Dummheiten! guten Hut ruiniren!“ — „Ihre Majestät, es ist ja der alte mit dem großen Loche.“ — „Nun, das geht Ihn wohl was an, ob ein Loch in meinem Hut ist.“ — Ein anderes Mal wurde aber bei einer großen Parade der neue Hut total naß. Sowie er in das Schloß von Charlottenburg trat, war sein erstes Wort: „Imfames Wetter! neuer Hut und Federbusch, Alles ruinirt.“ — Der Castellan erlaubte sich die Bemerkung, daß man den Busch waschen könne. „Weiß wohl, kostet aber wenigstens einen Thaler.“ — Andererseits lag auch dieser Sparsamkeit zum Grunde, daß er sich wie ein Jeder von einem alten, aber recht bequemen und dadurch liebgewonnenen Kleidungsstücke schwer trennte. Als eines Tages der König im Königstädter Theater war, wurde ihm sein uralter, hellgrauer und ganz dünner Mantel gestohlen. Die Polizei ermittelte bald den Diebstahl, der König aber sprach seine große Verwunderung aus, daß der Dieb, der den Mantel versetzt hatte, für dieses werthvolle Stück nicht mehr erhalten habe. Die Kaiserin von Rußland verehrte ihrem Vater einen neuen Mantel.

In Sachen der Frauenschneider gegen die Schneidermamsells erzählt d. allg. Anzeiger folgende Thatsache: Beim Zusammentreten der Xschen Deputirten im Jahre 183 wendeten sich die Frauenschneider mit einem Hülferuf an den Landtagspräsidenten, bittend, die hohen Stände möchten dem „Unwesen“ der ihre Zunft so sehr beeinträchtigenden Modenäherinnen steuern. Einer der Mitmeister überreichte das bezügliche Schreiben dem Präsidenten persönlich, worauf ihn dieser auf der Stelle ohngefähr folgendes erwiederte: „Ich wundere mich höchlich, wie man mir ein derartiges Gesuch vorlegen kann. Ich freue mich, zu vernehmen, daß hier noch viel junge Mädschen sind, welche sich bei der jetzt so überhand nehmenden Sittenlosigkeit bemühen, sich auf rechtliche Weise zu ernähren. Der Weg, den sie hierzu einschlagen, darf ihnen weder versperrt noch erschwert werden. Ich lobe alle die Mädchen und Frauen, welche sich bei dem Anmessen und Anpassen ihrer Kleidungsstücke lieber einer ihres Geschlechts, als dem Blicke und den Betastungen eines **Mannes** hingeben wollen. Bleibe doch ein Jeder bei **seinem Geschlechte**. Würde man im umgekehrten Falle es anständig nennen, wenn junge Mädchen Männern dieses und jenes Garderobenstück anpaßten? Sie haben von mir keine Empfehlung ihres Gesuchs zu erwarten, ich empfehle mich Ihnen.“

Schmaucher=Charade.

Wer in das **Erste** fällt hinein,
Wird naß;
Auch leer' ich lieber ein Glas Wein
Als das.

Greif' ich in's **Letzte**, bleibt gar leer
Die Hand —
Je nun! wenn's auch gefüllter wär',
'S ist Tand.

Das **Ganze** wird am Pfeifenrohr
Oft heiß —
Wer ist es nun im Schmaucher=Chor,
Der's weiß?

(Die Auflösung folgt in der nächsten Nummer.)

(Auflösung der Charade in der vorigen Nummer.)

Nichts.

Druck und Verlag von W. Levysohn.